

# HÄRTETEST IM VORGARTEN

**Sattgrüner Rasen braucht, woran es wegen Energiekrise  
und Klimawandel mangelt: Dünger und Wasser.  
Über den heißen Sommer sind viele Flächen verdorrt.  
Doch ist das wirklich ein Verlust?**

von Anke Sparmann

# Härtetest im Vorgarten

**ÖKOLOGIE** Sattgrüner Rasen braucht, woran es wegen Energiekrise und Klimawandel mangelt: Dünger und Wasser. Über den heißen Sommer sind viele Flächen verdorrt. Doch ist das wirklich ein Verlust?

Selten lagen Wunsch und Wirklichkeit in deutschen Gärten weiter auseinander als am Ende dieses Sommers. Statt am Morgen barfuß über einen taufrischen Rasen zu wandeln, tappen die Deutschen in weiten Teilen des Landes in versengte Gräser, die durchsetzt sind mit kahlen Stellen.

Die Dürre hat der Vegetation das Wasser abgegraben. Noch tief im September zieht sich ein gelbbrauner Gürtel durch Deutschland. Wälder sterben, Getreide verkümmert. Daran gemessen, sind versteppte Rasenflächen im Garten zwar kein großes Drama. Dafür aber eines, das viele Deutsche umtreibt.

In den Gärten verfärbten sich zuerst die Gräser, sie verloren an Spannung. Federten nicht mehr zurück, wenn man auf sie trat. Die Halme stellten das Wachstum ein. Unten, im Boden, reckten sich die Wurzeln umso mehr nach der letzten Feuchtigkeit. Doch der Boden rückte sie nicht raus; »Totwasser« heißt der Fachbegriff für die Reste, die in Bodenporen so fest gebunden sind, dass Pflanzen sie nicht erschließen können. Die Zellen der Rasengräser schrumpelten.

Was tun?

Mit Kunstfarbe das Gelb übertünchen ist ein Trend aus den USA, der nun auch nach Deutschland komme, erzählt Wolfgang Prämaßing, Professor für Nachhaltiges Rasenmanagement an der niedersächsischen Hochschule Osnabrück. »Im Profisport wird das heute schon genutzt«, sagt er. Im Fernsehen sähen die grün angesprühten Grasflächen einfach besser aus. Laien rät er von der Methode aber ab. Schließlich könne die Farbe sogar verhindern, dass sich die Gräser von selbst wieder regenerieren.

Wäre stattdessen Rasen aus Kunstfaser eine Lösung? »Den drückt China gerade massiv auf den europäischen Markt.« Prämaßing schüttelt den Kopf. Das Plastikzeug heize sich in praller Sonne auf, werde 50 bis 70

Grad heiß, von der Umweltproblematik ganz zu schweigen.

Immerhin ließen sich mit gebietsfremden Gewächsen gute Ergebnisse erzielen. Bermudagrass etwa, angepasst an Trockenstress und Hitze, hält der Professor für eine Alternative. Allerdings neigt die Art dazu, aus Gärten zu fliehen, um sich in freier Natur unkontrolliert auszubreiten.

Keine von Prämaßings Antworten kann Rasenbesitzer wirklich befriedigen. Naheliegender ist daher die Frage, ob deutsche Gärtner sich wirklich noch Gedanken über die Rettung des Standardrasens machen oder sich nicht vielmehr an eine andere Zukunft gewöhnen sollten. Ein großflächiges Rasensterben – wäre das wirklich ein Verlust?

In Deutschland wächst Rasen auf einer Fläche von geschätzten 1,8 Millionen Hektar, das sind rund fünf Prozent der Landesfläche. Er sprießt auf Fußball- und Golfplätzen, säumt Straßen, rahmt Firmengelände und bildet die Mitte der meisten der 17 Millionen Privatgärten hierzulande.

Dabei kennen Ökologen kaum eine lebensfeindlichere Art, die Welt zu gestalten.

Rasen ist von Natur aus artenarm. Hauptsächlich werden nur drei Gräser genutzt: Deutsches Weidelgras, Wiesenrispe, Rotschwingel. Durch das häufige Mähen und Jäten kommen Kräuter nie zur Blüte. Weshalb Bienen, Hummeln oder Schmetterlinge auf Rasen keine Nahrung finden.

Rasen braucht zudem Dünger, um einheitlich zu wachsen. Phosphor etwa, dessen Vorräte weltweit schwinden. Und Stickstoff, von dem es in der Umwelt ohnehin einen bedrohlichen Überschuss gibt.

Je dichter und gleichmäßiger die Grasnarbe nach dem Düngen aussieht, desto störender wirken Kräuter, die einwandern. Man kann sie mit Unkrautvernichtern bekämpfen. Zierrasen ist ein Dauerpflegefall, ohne fortwährende Eingriffe des Menschen nicht überlebensfähig. Und vor allem: Rasen giert nach Wasser.

Bis zu 20 Liter braucht ein Hausrasen pro Quadratmeter und Woche. Über lange Zeit war der hohe Wasserbedarf kein Problem. Fiel kein Wasser vom Himmel, kam es aus dem Hahn.

Doch damit ist es vielerorts vorbei. Weil in der Summe die Niederschläge weit geringer ausfielen als im langjährigen Mittel und die Grundwasserspiegel absackten, haben zahlreiche Landkreise und Kommunen in diesem Jahr den Wasserverbrauch beschränkt. Und viele Bürger hielten sich an die Regeln.

In Osnabrück, wo Prämaßing lehrt, ist etwas Bemerkenswertes passiert: Trotz außergewöhnlicher Dürre gab es keine besonderen Spitzen beim Wasserverbrauch. Klaus Jordan, seit 30 Jahren bei den Osnabrücker Stadtwerken für die Wasserwirtschaft zuständig, hat mit Fachleuten analysiert, warum das so ist. Worauf er kam: Ein Umdenken scheint stattzufinden. Die Leute hielten nicht nur das stundenweise Beregnungsverbot ein, das bis Ende September galt. Sie wässern ihre Gärten schlicht gar nicht mehr. »Ich kenne in Osnabrück mehr braune als grüne Rasen«, sagt Jordan.

Kurze Schur, saubere Kanten, einheitliches Grün – bisher war ein gepflegter Rasen im Garten die Chiffre für: Hier hat jemand die Dinge im Griff. Nun bedeutet es: Hier lebt ein Besitzer stur in der Vergangenheit, die weder Energieknappheit noch ökologische Krise kannte.

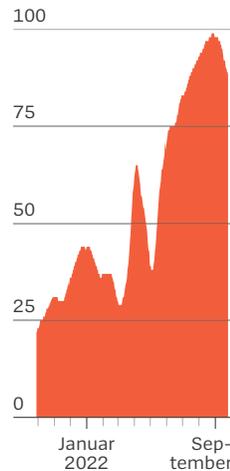
Doch gutes Gewissen hin oder her – wer will schon dauerhaft aus dem Fenster des Eigenheims auf eine versteppte Fläche schauen? Manch Rasenbesitzerin mag die stille Hoffnung hegen, dass die Gräser von selbst wieder grün werden. Dass die außergewöhnliche Dürre dieses Jahres genau das war: außergewöhnlich.

Meteorologen und Klimawissenschaftlerinnen erwarten allerdings, dass sich der Trend zu wärmeren und trockeneren Sommern in Mitteleuropa fortsetzen wird. Niederschläge wird es zwar in der warmen Jahreszeit weiterhin geben, aber eher als schwere Gewitter, die punktuell Wasser abladen. Für einige Orte bedeutet das große Mengen Nass in kurzer Zeit, das sich kaum richtig nutzen lässt, für andere Regionen keinen Tropfen für viele Wochen.

Generell ist Regen vor allem dann hilfreich, wenn der Boden ihn auch aufnehmen und speichern kann. Durch Sandböden zum Beispiel sickert das Wasser in Trockenzeiten durch. Lehmböden nehmen es hingegen oft gar nicht erst auf. Sie sind in heißen Sommern wie imprägniert

## Stress fürs Grün

Fläche Deutschlands, die von Dürre\* betroffen ist, in Prozent



\* im Gesamtboden bis 180 cm Tiefe  
 • Quellen: UFZ Dürremonitor, eigene Berechnung

und selbst nach heftigen Güssen staubtrocken. Fachleute sprechen von Hydrophobie. Das Austrocknen tritt besonders auf getrimmten Rasenflächen auf: Die kurzen Gräser beschatten den Boden kaum. Knallt die Sonne vom Himmel, dörrt der Untergrund komplett aus.

Wie kostbar Wasser werden wird, hängt nicht allein vom Wetter der Sommermonate ab. Die Grundwasserspeicher füllen sich vor allem in der kalten, gemeinhin feuchten Jahreszeit; Wasserwerke dürfen diesen Reservoirs nur so viel Trinkwasser entnehmen, wie auf Dauer neu nachkommt. Klimamodelle sagen für zahlreiche Regionen Deutschlands jedoch deutliche Rückgänge voraus. Für Brandenburg, Sachsen oder das östliche Niedersachsen etwa.

Wenn Rasen überhaupt noch eine Zukunft hat, dann wohl an den Rändern der Republik, hoch im Norden, tief im Süden. Sein drohendes Ende in weiten Teilen des Landes bietet jedoch auch eine Chance: Man könnte die Flächen der Gärten nutzen, um eine andere große Krise unserer Zeit abzufedern: den Schwund der Artenvielfalt.

Es gibt keine Pflanzen, die kein Wasser brauchen. Wohl aber welche, die sehr genügsam sind. Das erfährt, wer mit der Naturgartenplanerin Carina Hagedorn spricht.

Auch in einem Naturgarten, erzählt Hagedorn, gebe es Rasenflächen. Sie bestehen aus Glatthafer und Ruchgras, Thymian, Braunelle, Gänseblümchen, Gundermann, Ehrenpreis, Klee, Flocken- oder Glockenblumen.

Die Pflanzen bleiben niedrig, man kann sie nach Bedarf mähen und darauf herumlaufen, fast wie auf einem Zierrasen.

Sie empfehle, einen Blumen-Kräuter-Rasen selbst in Dürrezeiten nicht zu wässern, erzählt Hagedorn. »Die Wildpflanzen sind Überlebenskünstler.« Nach Trockenperioden erholen sie sich schnell. Selbst wenn einige Gewächse an extremen Standorten verdorren: Das seltene Mähen lässt die Pflanzen zur Reife kommen. Sie samen sich aus und sprießen im Frühjahr von selbst wieder.

Man könnte erwarten, dass viele Gartenbesitzer sich nun aufmachen, um sich Saatgut und Tipps für einen Blumen-Kräuter-Rasen zu besorgen. Der Herbst hat begonnen, eine gute Zeit, ihn anzulegen. Doch einige Rasenfreunde hegen Bedenken. »Der Otto-Normalvorstellung nach hat ein Garten wie geleckelt auszusehen«, sagt Hagedorn. Vielen ihrer Kunden sei der Gedanke fremd, »mit der Natur zu arbeiten statt gegen sie«.

Der Garten, bestätigt Udo Weilacher, Professor für Landschaftsarchitektur an der TU München und Kenner der Gartenkultur, sei für viele Deutsche die Erweiterung des Wohnzimmers. »Der Rasen soll so adrett und sauber sein wie der Teppich drinnen.« Doch er glaubt, dass es in Zukunft ein Umdenken geben wird. Nicht allein weil in der Gesellschaft das ökologische Bewusstsein wachse. Sondern weil anfängliche Skepsis der Freude weichen werde, im Garten Schmetterlinge, Glühwürmchen und Grashüpfer zu beobachten.

Dass Vielfalt mehr Vielfalt erzeugt, zeigt das Jena-Experiment, einer der längsten Freilandversuche weltweit. Vor 20 Jahren teilten Wissenschaftler ein zehn Hektar großes Areal am Rande der thüringischen Stadt Jena in Hunderte Parzellen. Die Forscher säten auf den Testflächen heimische Kräuter, Gräser, Hülsenfrüchte aus. In manchen Parzellen Monokulturen. In anderen bis zu 60 verschiedene Arten. Sie beobachteten, wie die Flächen sich entwickelten. In den ersten Jahren passierte – wenig. Doch je länger das Experiment lief, desto größer wurden die Unterschiede zwischen artenarmen und artenreichen Parzellen. Je diverser die Vegetation, desto mehr andere Lebewesen stellten sich ein. Oberirdisch Wildbienen, Schmetterlinge, Käfer und Vögel. Unterirdisch Bodenorganismen. Regenwürmer etwa, die den Boden lockern, sodass Regen besser an die Pflanzenwurzeln dringen kann.

Im Laufe des Langzeitexperiments durchliefen die Parzellen in Jena dieselben Härte- tests wie viele Gärten im Land. Es gab Fluten und Dürren – und nach den Extremen jeweils nachweislich die Erkenntnis: Bunte Gesellschaften erholen sich schneller. Geraten einzelne Arten ins Straucheln, wachsen andere umso üppiger.

Auch Wolfgang Prämaßing, der Rasenprofessor aus Osnabrück, experimentiert neuerdings mit einer Kräuter-Gräser-Mischung. Bei ihm heißt sie: Klimarasen.

Anke Sparmann ■